

SPRACHLICHES HANDELN MIT NAMEN.
ZU EINER HANDLUNGSTHEORETISCHEN FUNDIERUNG
VON EIGENNAMEN

PETER ERNST

Institut für Germanistik, Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät
der Universität Wien, Österreich

ERNST, Peter: Speech acting with names. On a pragmatic foundation of the theory of proper names. *Jazykovedný časopis (Journal of Linguistics)*, 2021, Vol. 72, No 1, pp. 37 – 46.

Abstract: Up to now, proper names are mainly seen as linguistic signs with some special systemic features. This paper wants to show that there are other possibilities to approach the theory of names. They can be seen as symbols used in a speech act, which means that every utterance of a name represents a single speech act of namegiving, even with those names, which are already known by the partners of communication. A name is what is accepted as a name in a language community. This tautology is not just a word game, but situates a proper name in the system of speech acts at the moment of communication.

Key words: pragmatics, name definition, name usage, speech act, theory of names, namegiving

Während in den 1970er und 1980er Jahren als Folge des „linguistic turn“ intensiv über die Möglichkeiten einer pragmalinguistischen Auffassung des Eigennamens¹ diskutiert wurde, scheint es gegenwärtig ruhig um diese Theorien geworden zu sein. Der folgende Beitrag soll, inspiriert von den Arbeiten Vincent Blanárs (etwa Blanár, 2001), einen groben Überblick über die pragmatischen Verfahrensweisen mit einem Ausblick geben.²

1. POSITIONSBESTIMMUNG

Es ist – ohne hier auf Details eingehen zu können – allgemein bekannt, dass sich Eigennamen einer eindeutigen Bestimmung entziehen. Darüber nehmen sie nach übereinstimmender Meinung eine Sonderrolle im Wortschatz ein (z. B. Wimmer, 1995, S. 372). Dies mag auch daran liegen, dass Namen, vor allem Personennamen, in großem Maß emotional und emotiv aufgeladen sind und stark zur Identitätsstiftung beitragen. Vor allem aber ist ihr Verhältnis zu anderen sprachlichen Zeichen

¹ Im Folgenden werden „Name“ und „Eigennamen“ synonym gebraucht.

² Dieser Beitrag greift Ansätze in Ernst 2002, 2004, 2005 und 2007 auf und führt sie fort im Sinne einer aufbauenden Artikelreihe.

– wir wollen sie neutral als „Nichtnamen“ bezeichnen – ungeklärt und hoch umstritten. Dies hängt vor allem mit ihrer Bedeutung und Funktion zusammen: Als Alleinstellungsmerkmal eines Namens werden sehr oft „Monoreferenz“ und „Direktreferenz“ genannt. Meist werden sie als systemhafte semantische Merkmale aufgefasst, etwa bei Nübling – Fahlbusch – Heuser (2015), manchmal als Funktionen des sprachlichen Zeichens „Name“.

Die Faktoren der „Direktreferenz“ sollen direkt auf ein einzelnes außersprachliches Objekt verweisen:

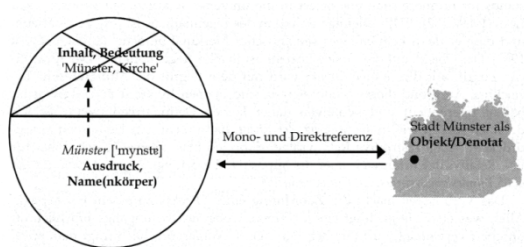


Abb. 1: Mono- und Direktreferenz bei Namen am Beispiel von Münster (Nübling – Fahlbusch – Heuser, 2015, S. 32)

Obwohl dies im ersten Moment als verlockende Lösung erscheint, ergeben sich daraus mehrere schwerwiegende semiotische Probleme:

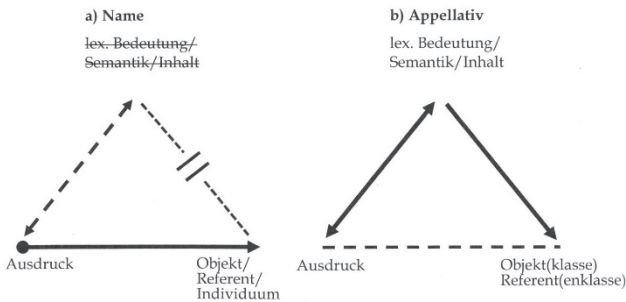


Abb. 2: Semiotische Bezeichnungsmodelle für a) Namen und b) Appellative (Nübling – Fahlbusch – Heuser, 2015, S. 32)

Das semiotische Dreieck (b) wird durch ein Modell ersetzt (a), das einen eindeutigen und direkten Bezug zu einem sprachexternen Referenten zu imaginieren ist (im konkreten Fall die Stadt Münster). Auch wenn in (b) mit dem eingeklammerten Ausdruck „(klasse)“ die kategoriale Systematizität angedeutet wird, bleibt die Möglichkeit des singulären Objekts bestehen. Der Unterschied zwischen (a) und (b) besteht also primär darin, dass (a) eine feste Verbindung zwischen Ausdruck und Indi-

viduum unter Hintergehung der mentalen Komponente postuliert. Trotzdem muss davon ausgegangen werden, dass eine Verbindung zwischen „lex. Bedeutung/Semantik/Inhalt“ und „Objekt/Referent/Individuum“ existiert, die in (a) mit dem Symbol — | — geradeweg abgestritten wird.

Ein solches Modell ist aus einsichtigen Gründen zu verwerfen, würde aus ihm doch schlicht und einfach resultieren, dass zwischen signifié und signifiant ein fester Zusammenhang bestünde. Eigennamen unterliegen als sprachliche Zeichen aber denselben Rahmenbedingungen wie Nichtnamen (üblicherweise als „Appellative“ bezeichnet).

Als etwas weniger problematisch erscheint das Merkmal „Monoreferenz“, da Namen seit jeher die Bezeichnung von Individuen im Gegensatz zu Elementen einer Klasse (Appellative) zugewiesen wird. Aber auch das gilt nicht uneingeschränkt, da doch auch eine gewisse Klassenbildung möglich ist: So verweist der Vorname *Heinrich* auf die Klasse „männliche Menschen“.

In diesem Fall würde Homonymie zwischen allen „Heinrichs“ diese Klasse vorliegen, wie dies im appellativischen Wortschatz auch möglich ist. Aus dieser Sicht lassen sich Namen niemals vollkommen eindeutig von Appellativa unterscheiden, und es ist daher nicht erfolversprechend, diesen Weg weiter zu beschreiten.

In der Tat müssen alle Versuche, Eigennamen im Rahmen des Saussure'schen Zeichenmodells definieren zu wollen, als gescheitert betrachtet werden. Der Grund dafür liegt darin: Indem Ferdinand de Saussure die Beziehungen zwischen Namen und Sachen als reine Nomenklatur ablehnt (Saussure, 2001, S. 76), spielt die reale Welt in seinem Modell dann überhaupt keine Rolle mehr, und man fragt sich, ob er nicht das Kind mit dem Bade ausgegossen hat.

2. NAMEN UND DEIXIS

Wenn einem Kind bei der Taufe ein Name wie *Philipp* oder *Sophie* zugeordnet wird, so ist das für die Nächstbeteiligten und später für andere, die von den Nächstbeteiligten informiert werden, eine *Konvention*, die eingehalten wird. Dieser Vorname allein genügt im kleinen Kreis als Individualzeichen. Wenn das Kind in die Schule kommt, trifft es viele Namenbrüder und Namensschwestern, die auch *Philipp* oder *Sophie* heißen. Der Zusatz des Familiennamens genügt dann meist, um von neuem die Individualisierungsbedürfnisse zu befriedigen.

„Stehen diese und andere Eigennamen vom Zuordnungsstatus her betrachtet auf einer Linie mit den ‚Klassennamen‘? Ich sage [...] entschieden *nein*. Denn die Zuordnung bei der Taufe ist nie und nimmer logisch äquivalent mit einer Definition, sondern von fern gesehen, äquivalent dem Anbringen eines Rötelstrichs am Hause. Daß das Individualzeichen des Eigennamens dem Neugetauften nicht auf die Stirne gebrannt wird, ist in unserer Frage gleichgültig. [...] Und die Taufe ist auch keine Definition, sondern – (ein Sakrament möchte man am liebsten fortfahren) es ist eine

Beilegung analog dem Anheften; sie ist eine deiktische Namensverleihung. Die Eigennamen werden deiktisch ausgeteilt [...].“ (Bühler 1999, S. 235f.)

Die Deixis, die eine sprachliche Universalie zu sein scheint, also offenbar in allen natürlichen Sprachen der Welt vorkommt, wirft eine Reihe von theoretischen Problemen auf und ist oft der Ausgangspunkt für sprachphilosophische Untersuchungen. In der Tat scheinen sich gerade in diesem Punkt Philosophie und Linguistik besonders eng zu berühren. In der praktischen Arbeit fehlt bis heute eine systematische Darstellung deiktischer Verwendungsweisen. Die Deixis scheint durchaus nicht so eindeutig zu sein, wie sie auf den ersten Blick aussieht. So ist z. B. nicht geklärt, wo man das Phänomen der Deixis ansetzen soll: Ist sie eine Eigenschaft des Lexikons bzw. spezieller Elemente des Lexikons – genau genommen wäre sie dann ein semantisches Phänomen –, oder gehört sie dem kommunikativen Bereich, also der Pragmatik, an? Nach der ersten Auffassung gibt es unterschiedliche Zeichen, deiktische und nichtdeiktische. Der Sender wählt davon jene Zeichen aus, die er gerade braucht. In diesem Sinn sind auch das Symbol- und das Zeigfeld Bühlers zu sehen. Nun kann man aber einwenden, dass auch Appellativa eine gewisse Zeigefunktion besitzen, denn auch wenn man einen Ausdruck wie *Haus* in einer konkreten Sprechsituation verwendet, verweist man auf etwas Außersprachliches. So gesehen verlagert sich das Problem der Deixis auf die Referenzebene, man kann sie also als besondere Art der Referenz ansehen.

Andererseits lässt sich Deixis auch als Phänomen begreifen, das sich erst im Kommunikationsvorgang unter Einbeziehung der kommunikativen Situation konstituiert: Der Sprecher konstruiert deiktische Verweise unter Zuhilfenahme der situativen Aspekte und unter Berücksichtigung seiner Gesprächspartner. Deixis kann sowohl als Teil des Kodierungs- als auch des Referenzverfahrens gesehen werden. Der entscheidende Punkt sind die Wissensbestandteile, die im Augenblick des Kommunikationsereignisses gebildet wurden oder werden. Demnach wäre Deixis ein Kodierungsverfahren und keine lexikalische Eigenschaft. Es dient zur Kommunikations erleichterung.

Durch die Personaldeixis werden in der Sprache die Rolle und die Sichtweise des Sprechers enkodiert. Mit lat. *persona* (in der Bedeutung ‚Maske‘) wird die Rolle im Gespräch bezeichnet, da man sich in der Antike die Rede als kleines Drama vorstellte (vgl. Lyons, 1983, S. 250). Die Grammatikalisierung der Referenz auf die sprechende Person erfolgt in der ersten Person, jene auf einen oder mehrere Adressaten in der zweiten Person. Die dritte Person steht für Personen und Größen, die weder auf den Sprechenden noch auf Adressaten referieren, also als Mitspieler oder Zuhörer im Drama gedacht sind. Diese Überlegungen beruhen, wie leicht ersichtlich, auf der gesprochenen Sprache.

Ausgehend vom Zeigfeld Karl Bühlers kann man leicht nachvollziehen, dass der Verweischarakter und damit der Gebrauch von Eigennamen sich nicht an bestimmte sprachliche Formen binden lässt. So verweisen in den Sätzen

Der Komponist der „Zauberflöte“ starb in Wien.

Er starb in Wien.

Mozart starb in Wien.

die Subjekte jeweils auf denselben Referenten, werden aber einmal durch Artikel + Substantiv, einmal durch ein Pronomen und das dritte Mal durch einen Namen ausgedrückt.

3. NAMEN UND SPRECHAKTE

Eine mögliche Konsequenz dieses Aspekts ist die nähere Betrachtung von Namen im Rahmen der Sprechakttheorie, und in keiner Darstellung fehlt der Namensgebungsakt des TAUFE: *Ich taufe dich auf den Namen Peter, Ich taufe dieses Schiff auf den Namen Queen Elisabeth.*

Das vornehmliche Ziel eines Sprechaktes und damit auch eines Namensgebungsaktes wie des TAUFE kann man so zusammenfassen:

Das wohl wichtigste Merkmal eines perlokutionären Aktes besteht darin, dass die Entscheidung über die Frage, ob er überhaupt zustande gekommen ist, davon abhängt, ob beim Hörer eine bestimmte Wirkung eingetreten ist (Hindelang, 2010, S. 11).

In Bezug auf Namen bedeutet dies, dass der Hörer das sprachliche Zeichen als Namen erkannt haben muss. Edeltraud Dobnig-Jülich spricht in ihrer Arbeit von 1977 generell von NAMENGEbungSHANDLUNGEN, wenn Namen in Sprechakten verwendet werden (zur Kritik an Dobnig-Jülich s. Van Langendonck, 1980). Wenn wir aber etwas genauer sein wollen, so können wir Namensgebungshandlungen noch genauer unterscheiden, nämlich in

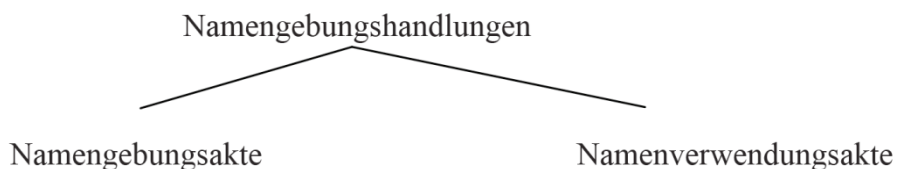


Abb. 3: Namensdefinition aus Sprechakten, aus Ernst, 2007, S. 488.

Namengebungsakte wären im Sinn der „klassischen“ Sprechakttheorie „direkte“ Sprechakte, also solche, in denen die illokutive Kraft in einem eigenen Sprechaktverb enthalten ist: *Ich taufe dich auf den Namen Peter.*

Namenverwendungsakte sind dann indirekte Sprechakte, bei denen durch die Nennung eines Namens vom Hörer die Erkennung der illokutiven Kraft der Namenverwendung gefordert oder stillschweigend vorausgesetzt wird. In einer Äußerung

wie *Mozart starb in Wien* wird vom Hörer verlangt, den Namen *Mozart* mit dem Salzburger Komponisten, der von 1756 bis 1791 lebte, zu verbinden.

Otmar Werner hat bereits 1986 ein genaues Schema vorgelegt, das über Gelingen eines Namenverwendungsaktes berichtet (er verwendet allerdings nicht diesen Begriff). Er bezieht in diesem Modell auch die Hörererwartung ein, geht also über den sprecherbetonten Sprechakt hinaus in Richtung zum Dialog. Eine grundlegende Rolle spielt bei ihm die Präsupposition, d. h. die Tatsache, ob der Hörer den verwendeten Namen kennt und ob der Sprecher darauf vertrauen kann, dass der Hörer ihn kennt. Werner unterscheidet am Ausgangspunkt der Kommunikation, wenn der Sprecher einen Namen benutzen will, drei Möglichkeiten:

1. Der Hörer kennt den Eigennamen, er kann also etwa *Wolfgang Amadeus Mozart* mit dem Salzburger Komponisten (1756–1791) in Verbindungen bringen;
2. Der Hörer kennt den Eigennamen nicht, er kann *Wolfgang Amadeus Mozart* nicht mit dem Salzburger Komponisten (1756–1791) in Verbindungen bringen;
3. Der Hörer kennt den Eigennamen eventuell, aber er ist sich nicht ganz sicher. In diesem Fall kann er beim Sprecher rückfragen, etwa mit der Äußerung: „Meinst du den Salzburger Komponisten, der von 1756 bis 1791 gelebt und u. a. die ‚Zauberflöte‘ komponiert hat“ o. ä.

Otmar Werner kommt zur überraschenden Erkenntnis, dass mit dem System der Präsupposition bzw. der Rückfragen in den meisten Fällen die Referenz gelungen erscheint. Nur in einer Minderheit von Fällen misslingt sie, etwa wenn der Hörer unbelehrbar darauf besteht, dass mit Wolfgang Amadeus Mozart nicht der Komponist, sondern eine andere Person gleichen Namens gemeint ist.

Allerdings ist über eine Definition des Eigennamens aus pragmatischer Sicht damit noch nichts gesagt. Denn über den Status des Eigennamens entscheidet in diesem Fall die Präsupposition, die aber für eine Namendefinition linguistisch nicht operationalisiert werden kann. Zudem tritt, wie wir bereits gesehen haben, die Schwierigkeit auf, dass aus pragmatischer Sicht auch Appellative in diesem Schema Funktion von Eigennamen übernehmen können. Auch in den Sätzen

Der Komponist der Oper „Die Zauberflöte“.

Ich lade dich in meine Wohnung ein.

Sieh dir diesen Rosenstock an.

ist jeweils ein und nur ein Referent angesprochen, und keiner dieser Sätze enthält das, was wir mit einigem Recht als Eigennamen bezeichnen würden. Das Verständnis eines Zeichens als Eigennamen liegt also, wie gesagt, in der außersprachlichen Präsupposition und kann nur durch den individuellen Sprecher und Hörer festgelegt werden. Damit scheint sich unsere pragmatische Auffassung, dass jede Äußerung eines Eigennamens immer zugleich einen Namenverwendungsakt darstellt, zu erhärten.

Zusätzlich können wir im Sinn der Werner'schen Verzweigungen Proben einführen, um zu überprüfen, welche sprachliche Zeichen durch ihre Struktur bzw. ihre

Grammatik schon beim Äußerungsakt auf ihren pragmatischen Charakter schließen lassen (Tabellen aus Ernst, 2007, S. 491f.):

Beispiel	Kommentar
<i>Stefanie ist meine Brieffreundin.</i>	„Stephanie“ ist ein bekannter deutscher Vorname.
<i>*Die Sonne ist meine Brieffreundin.</i>	Der Artikel deutet auf ein Appellativ hin.
<i>?Sonne ist meine Brieffreundin.</i>	„Sonne“ ist in diesem Zusammenhang wohl nur als Name aufzufassen, wenn der Satz einen „Sinn“ (in der Bedeutung Freges) erhalten soll.
<i>Wir haben unseren Sohn Peter getauft.</i>	Peter kann in diesem Kontext nur ein Vorname sein.
<i>Wir haben unseren Sohn Ludwig getauft.</i>	Auch Ludwig kann nur als Vorname interpretiert werden.
<i>*Wir haben unseren Sohn Ludwig van Beethoven getauft.</i>	Wegen des Kontextes ist dieser Satz nur als ironische Äußerung, nicht aber als Namengebungsakt im Sinn einer Taufe interpretierbar.
<i>*Wir haben unseren Sohn *Ludwigstraße getauft.</i>	Dieser Satz ergibt ohne weitere Informationen keinen Sinn.

Wir folgern: Eine Zahl von Wörtern scheint schon durch ihre Semantik Hinweise auf ihre Eigenschaft als Name in sich zu tragen, z. B. *Stefanie, Peter, Ludwig*. Andere wiederum sind durch ihre Semantik als Eigennamen nicht oder nur eingeschränkt verwendbar: *Sonne, Ludwigstraße, Ludwig van Beethoven*. Darüber hinaus scheint es auch grammatische Verschränkungen zu Semantik und Pragmatik zu geben:

Beispiel	Kommentar
<i>Meine Tante wohnt in Wien.</i>	akzeptabel
<i>Meine Tante wohnt in Pisa.</i>	akzeptabel
<i>*Meine Tante wohnt in Ludwigstraße.</i>	nicht akzeptabel
<i>Meine Tante wohnt in der Ludwigstraße.</i>	akzeptabel
<i>*Meine Tante wohnt in (der) Ludwig van Beethoven.</i>	nicht akzeptabel
<i>Meine Tante wohnt auf Korsika.</i>	akzeptabel
<i>Meine Tante wohnt auf Sizilien.</i>	akzeptabel
<i>*Meine Tante wohnt auf Griechenland.</i>	nicht akzeptabel
<i>Meine Tante wohnt in Griechenland.</i>	akzeptabel

Es existieren offenbar auch syntaktische Elemente, die eine Rolle spielen, wenn ein sprachliches Zeichen vom Sprecher/Hörer als Namen interpretiert werden soll. Städte und Länder verlangen in Verbindung mit Aufenthaltsangaben – mit Ausnah-

men – die Präposition *in*, Insel, Berge u. a. *auf*, Straßennamen die Erweiterung *in der xy-Straße* usw.

Im Roman „1900. Die Legende vom Ozeanpianisten“ findet der Matrose Danny Boodmann an Bord des Luxusschiffes „Virginian“ ein ausgesetztes Baby, das er annimmt und aufzieht:

„Diesem Kind gab er als erstes seinen eigenen Namen: Danny Boodmann. Die einzige Eitelkeit, die er sich seinem ganzen Leben leistet. Dann setzte er T. D. Lemon dazu, genau so wie es auf der Pappschachtel stand, denn er meinte, es mache was her, wenn man mitten im Namen Buchstaben stehen hat [...], und so kam Danny Boodmann T. D. Lemon heraus. [...] ‚Ein schöner Name‘, sagte der alte Boodmann schließlich, ‚aber irgend etwas fehlt noch. Ihm fehlt ein großes Finale‘. ‚Setzen wir doch Dienstag dazu‘, schlug Sam Stull, der Kellner, vor. ‚Du hast ihn Dienstag gefunden, also nenn ihn Dienstag.‘ Dann dachte eine Weile darüber nach. Dann lächelte er: ‚Das ist eine gute Idee, Sam. Ich habe ihn im ersten Jahr dieses verdammten Jahrhunderts gefunden, stimmt’s? Ich werde ihn Neunzehnhundert nennen.‘ **‚Neunzehnhundert?‘ ‚Neunzehnhundert!‘ ‚Aber das ist ja eine Zahl!‘ ‚Es war eine Zahl. Jetzt ist ein Name.‘** Danny Boodmann T. D. Lemon Neunzehnhundert. Das ist perfekt.“ (Alessandro Baricco: Novecento. Un monologo. Milano: Feltrinelli 1994, S. 20–21. Deutsch: Novecento. Die Legende vom Ozeanpianisten. München: Piper 2001, S. 23–24. [Hervorhebungen von P. E.]

Wir werden hier Zeugen eines „klassischen“ Namengebungsaktes, wenn auch literarisch überformt; man denke nur an das römische Namensystem, in dem Kinder einfach „durchnummeriert“ wurden (*Primus* etc.). Auch Alltag kommen häufig Namengebungsakte vor, nicht nur bei einer Taufe, dem „klassischen“ Beispiel der Sprechakttheorie. Genau genommen muss man davon ausgehen, dass jede Art der Namenverwendung im Alltag erneut einen Namengebungsakt darstellt: Es wird im Moment der Äußerung eben ein Namen vergeben.

Wir kommen aus diesen Überlegungen auf drei Hauptaussagen zur Namendefinition aus der Sprechakttheorie:

These 1: Jede Namenverwendung ist ein Namengebungsakt per se.

These 2: Namengebungsakte sind direkte, Namenverwendungsakte indirekte Sprechakte. Aber: in jedem Sprechakt, in dem ein Eigennamen verwendet wird, findet jedes Mal neu eine Benennung statt.

These 3: Ein Name ist das, was von den Sprachverwendern als Name akzeptiert und als Name verwendet wird.

Die entscheidende Frage muss demnach lauten: Wann wird ein sprachliches Zeichen von den Sprachteilnehmern als Name akzeptiert und verwendet? Jeder, der darauf eine eindeutige, feststehende und unwandelbare Antwort erwartet, muss enttäuscht werden: Der Namegebrauch und die Namenakzeptanz *müssen* von Sprecher

zu Sprecher variieren, oder allgemeiner ausgedrückt: Was für Sprecher A ein Name ist, muss nicht auch für Sprecher B ein Name sein und umgekehrt. Die Verwendung von Namen hängt daher von vielerlei Faktoren ab, die zudem sprachexterner Natur sind: Situation, Ort, Sozialstatus und Einschätzung durch den Sprachteilnehmer. Aber sind wir das in der Linguistik nicht ohnehin schon gewohnt?

Dass ein Name in diesem Sinn interpretiert werden kann, beweist, dass er ganz im Sinn der Sprachpragmatik beschrieben werden kann. Hauptmerkmale sind die Deixis und die Präsupposition.

Mit Deixis meint man die Lokation und Identifikation von Personen, Objekten, Ereignissen, Prozessen und Handlungen, über die gesprochen oder auf die referiert wird, in Relation zu dem zeitlich-räumlichen Kontext, der durch den Äußerungsakt und die Teilnahme von normalerweise einem Sprecher und wenigstens einem Adressaten geschaffen und aufrechterhalten wird (Lyons, 1983, S. 249).

All dies trifft auf Namen zu: Auch sie lokalisieren und identifizieren Lebewesen, Dinge und Konkreta. Sie ersetzen deiktische Ausdrücke (Bußmann, 2008, S. 156; anders hingegen Werner, 1995, S. 476). Wenn ich Namen wie *Heinz-Dieter*, *Ludwig van Beethoven*, *Hotel Astoria* äußere, so entsteht ein zeitlich-räumlicher Kontext im phasischen Akt, aber auch eine Relation zu „Personen, Objekten, Ereignissen“, auf die referiert wird.

4. AUSBLICK

Somit können wir als wichtigste Folgerung unserer kurzen Überlegungen festhalten, dass ein Name auch nicht mit Hilfe rein pragmatischer Mittel eindeutig definiert werden kann. Es sind alle drei Aspekte der Zeichentheorie gefragt: die Grammatik, die Semantik und Pragmatik; einer allein reicht für eine befriedigende Namendefinition nicht aus. Eine rein pragmatische Namendefinition kann es nicht geben, ebenso wenig wie eine rein semantische oder rein grammatische, sondern nur eine linguistische, die alle Aspekte berücksichtigt.

Literatur

BLANÁR, Vincent: Theorie des Eigennamens. Status, Organisation und Funktionieren der Eigennamen in der gesellschaftlichen Kommunikation. Hildesheim – Zürich – New York: Georg Olms Verlag 2001. 208 S.

BÜHLER, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. 3. Aufl. Stuttgart: Lucius und Lucius 1999. XXXIV + 434 S. (UTB 1159)

BUßMANN, Hadumod: Lexikon der Sprachwissenschaft. 4. Aufl. Stuttgart: A. Kröner 2008. 904 S.

DOBNIG-JÜLCH, Edeltraud: Pragmatik und Eigennamen. Untersuchungen zur Theorie und Praxis der Kommunikation mit Eigennamen, besonders von Zuchttieren. Tübingen: Niemeyer 1977. 254 S.

ERNST, Peter: Ein Name ist ein Name ist ein Name. Plädoyer für eine pragmatische Namendefinition. In: Namen, Sprachen und Kulturen / Imena, jeziki in kulture. Festschrift für Heinz Dieter Pohl zum 60. Geburtstag. Hg. von P. Anreiter – P. Ernst – I. Hausner. Wien: Edition Praesens 2002, S. 171 – 181.

ERNST, Peter: Ansätze zur hermeneutischen Namentheorie. In: Namenwelten. Orts- und Personennamen in historischer Sicht. Festschrift für Thorsten Andersson. Hg. von A. van Nahl – L. Elmevik – S. Brink. Berlin – New York: de Gruyter 2004, S. 421 – 428.

ERNST, Peter: Deixis zwischen Pragmatik und Semantik. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, 2005, Jg. 127, Nr. 143, S. 127 – 143.

ERNST, Peter: Zum Versuch einer pragmatischen Namendefinition. In: Atti del XXII Congresso Internazionale di Scienze Onomastiche. Pisa, 28 agosto – 4 settembre 2005. Hg. von M. G. Arcamone – D. De Camilli – B. Porcelli – A. Rossebastiano. Pisa: Edizioni ETS 2007, S. 483 – 494.

HINDELANG, Götz: Einführung in die Sprechakttheorie. Sprechakte, Äußerungsformen, Sprechaktsequenzen. 5. Aufl. Berlin – New York: de Gruyter 2010. VI + 159 S.

LYONS, John: Semantik. Bd. 2. München: Verlag C. H. Beck 1983. 508 S.

NÜBLING, Damaris – FAHLBUSCH, Fabian – HEUSER, Rita: Namen. Eine Einführung in die Onomastik. 2. Aufl. Tübingen: Narr Francke Attempto 2015. 374 S.

SAUSSURE, Ferdinand de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 3. Aufl., mit einem Nachwort von Peter Ernst. Berlin – New York: de Gruyter 2001. XVI + 347 S.

SONDEREGGER, Stefan: Namensgeschichte als Bestandteil der deutschen Sprachgeschichte. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. 4. Teilband. Hg. von W. Besch – A. Betten – O. Reichmann – S. Sonderegger. Berlin – New York: de Gruyter 2004, S. 3405 – 3436, hier: S. 3406 – 3413.

VAN LANGENDONCK, Willy: Über die Pragmatisierung der Namenkunde [Zugleich Besprechung von Edeltraud Dobnig-Jülch: Pragmatik und Eigennamen]. In: Beiträge zur Namenforschung. Neue Folge, 1980, Jg. 15, Nr. 3, S. 286 – 294.

WERNER, Otmar: Eigennamen im Dialog. In: Dialoganalyse. Referate der 1. Arbeitstagung Münster 1986. Hg. von F. Hundsnerscher – E. Weigand. Tübingen: Niemeyer 1986, S. 297 – 315. Überarbeiteter Wiederabdruck in: Reader zur Namenkunde. Band I: Namen- theorie. Hg. von F. Debus – W. Seibicke. Hildesheim – Zürich – New York: Georg Olms Verlag 1989, S. 181 – 200.

WERNER, Otmar: Pragmatik der Eigennamen (Überblick). In: Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. 1. Teilband. Hg. von E. Eichler et al. Berlin – New York: de Gruyter 1995, S. 476 – 484.

WIMMER, Rainer: Eigennamen im Rahmen einer allgemeinen Sprach- und Zeichen- theorie. In: Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. 1. Teilband. Hg. von E. Eichler et al. Berlin – New York: de Gruyter 1995, S. 372 – 379.